

Zeitschrift: Helvetischer Hudibras : eine Wochenschrift
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: - (1798)
Heft: 8

Artikel: Gefängnissreise
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-820476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Helvetischer Hudibras.

Achtes Stück.

Den 24ten März, 1798.

Gefängnißreise.

Erstes Kapitel

Den sechsten Hornung werd ich nie vergeben: das war ein verwünschter Tag für mein ritterliches und philosophisches Daseyn. Stellt euch vor eine Schaar muthwilliger Huben, dann ein paar Fidelisknüttel über meinem Haupte — doch laßt uns schweigen hievon! Gott verzeihe ihnen, denn sie wußten nicht was sie thaten! — Kurz, um fünf Uhr Abends saß ich im Kerker, und warum? Weil ich mein Vaterland liebte, weil ich all den Greuel und Jammer des Kriegs, wie alle Patrioten, abzuwenden suchte, und das in friedlicher Eintracht vollendet wünschte, was nachher durch das Blut unsrer Mitbrüder versiegelt wurde.

Guter Vater dort oben, der du alle Vernunftwesen zur Freyheit und Gleichheit gebildet! Was ist der Mensch hienieden, daß er durch Vorurtheile und Fanatismus sich so misleiten läßt und in blinder Wuth die Grube

seines Unglücks mit eignen Händen gräbt! Dass er sein Aug halsstarrig vor der Wahrheit verschließt, und dem Irrthum freywillig in die Arme sinkt! Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet, sprach ja der liebvolle Stifter unserer Religion. Und ihr wollt über Meynungen herrschen, ihr bestürmmt den Himmel, und wollt euch Gottesrechte anmaßen! Welch ein Unsinn! —

Dass die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, und sich blos durch Sinnlichkeit leiten lassen, darinn sind alle Schul- und Hofmeister einig. Dass aber auch Erwachsene gleich Kindern, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, blos den Erieben der Selbstsucht folgen, und noch obendrein ihren Lumpenbeschäftigungen und Leidenschaften prächtige Titel geben; sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben, das will Niemand gern glauben, und mich dünkt doch, man kann mit Händen greifen.

Das ist ein bisgen verb gesprochen, ich fühle es selbst, aber tiefzündende Krankheiten brauchen scharfe Mittel. Die Pressefreiheit ist nicht umsonst, und im Gefängniß lässt sich alles denken. Da sitze ich nur in der Einsamkeit auf einem Bünd Stroh, getrennt von der Welt, und dabei mitten darin. Was doch ein Eisengitter und Schloss an der Thüre nicht alles vermag! Froste dich mein Herz! Diogen lebte vergnügt in seiner Sonne, warum sollte man es in einem Kerker nicht können? Sokrates lächelte in den

Ketten, und sprach mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht der Wohnort, sondern ein gutes Gewissen macht unsere Tage heiter und froh. Wie mancher gekrönte Höswicht durchwacht bange Nächte, in seinem Marmorpalast, indes die ländliche Eugen in ihrer Mooshütte ruhig schläft?

Zuerst muß ich nun die Leser mit der Lage meiner Wohnung bekannt machen. Gegen Aufgang und Niedergang der Sonne gränzte sie an zwey Nebengefängnisse, woher ich bisweilen einige Todtenlieder hörte; gegen Mittag an einen finstern Gang, gegen Mitternacht hatte ich eine schöne Aussicht über die Stadt bis an das Juragebirg. Am Fuße des Gebäudes rauschte die Ware vorbei. Zur linken Seite stand die alte Brücke. Im Zimmer war nichts, als ein Strohbeth, zwey hölzerne Bänke, ein Tischlein, und neben der Thür ein morscher Nachtstuhl.

Erste Station, das Fenster.

Ein Glassfenster ist eine so gewöhnliche Sache, daß man nichts dabei denkt, und doch bey genauerem Lichte betrachtet, wirst du kaum etwas finden, daß mehr deine Bewunderung verdient. Stelle dir vor in Gedanken die viele Mühe, die es gekostet, die lange Reihe von Jahren, die es gedauert hat, die langsam fortschreitende Kultur der menschlichen Gesellschaft, die vorhergehen mußte, ehe der Fleiß der Künstler das Glas schmelzen, es mit einem Diamant zerschneiden, das Eisen zum Riegel schmieden, und ein Fenster

verfertigen konnte. Als die Menschen in Höhlen wohnten, da hatten sie keine Fenster. — aber auch keine Gefängnisse, sagte hier dir die gekränkte Eigenliebe. — Schweig, sprach jetzt die Vernunft: was willst du dich durch schwarze Nebengedanken selbst unglücklich machen; suche vielmehr an einer jeden Sache eine gute Seite aufzufinden, um Heiterkeit und Frohsinn über deine Tage zu verbreiten.

Der Mensch ist doch ein seltsames Geweb! Vernunft und Sinnlichkeit, Gesetz und Widerspruch, wollen und nicht wollen, durchkreuzen sich immer. Wer unter den Philosophen löst mir das Räthsel? Freylich sagen sie, der äußere Mensch empört sich gegen den innern, das Fleisch will dem Geist nicht gehorchen, und doch sollte es so seyn, wenn der Mensch seine Würde behaupten will. Ich mag mich hier in keine metaphysische Spitzfindigkeiten einlassen, sondern nenne das Gute Princip bey dem Menschen glattweg Geist, das böse hingegen Thier; denn das Thier thut gar viel, wovon der Geist nichts weiß, und noch oft werden beyde im Hader auftreten.

Warum hat man Fenster an einem Gebäude? Schrie ich jetzt aus allen Kräften gegen dem Doktor; dann er stund am Ofen, eine schreckliche Weite, beynahe am Ziel meiner Reise.

Dr. Narr! Warum hast du Augen? Antwortete er mit einem eben so starken Schrey.

Ganw. Donnerwetter ! Seyd ihr besessen Kerls ? Man hört euch ja auf dem Weissenstein. Still ! Es sind Soldaten vor der Thüre, wie leicht könnte man uns —

Ich. Schweig Furchthenne ! Wir sind jetzt auf der Reise ; und da muß man vor dem Teufel auf weiter Heide nicht zittern. — Hr. Doktor, ich glaube die Fenster thun besonders herrliche Dienste für die Luftreinigung.

Dr. Das versteht sich. Hufeland in seinem Werke über die Kunst das menschliche Leben zu verlängern hat hierüber tresliche Bemerkungen gemacht.

Ich. Und wie heißen diese Bemerkungen ?

Dr. Nur Geduld ! Man muß ordentlich zu Werke gehen. Schau ! Der Genuss einer reinen, freyen Luft ist eine eben so nothwendige Nahrung unseres Wesens, als essen und trinken. Reine Luft gehört zu den vorzüglichsten Erhaltungsmitteln unseres Lebens, so wie eingeschlossne, verdorbne Luft das feinste, und tödlichste Gift enthält.

Ganw. Das glaub ich selbst ; denn ohne Luft kann man nicht einmal eine Scheere schleifen.

Dr. Vernünftig. Hierbei aber sollte man folgende praktische Lebensregeln beobachten. Erstens, man lasse keinen Tag hingehen, ohne außerhalb der Stadt freye, reine Luft genossen zu haben. Man sehe das Spaziergehn ja nicht bloß als Bewegung, sondern vorzüglich als den Genuss der reinsten Lebensnahrung an, welche besonders Leuten, die meistens in Zimmern wohnen, ganz unentbehrlich ist. Außer die-

sem Nutzen wird man auch noch den haben, daß man sich durch diesen täglichen Lustgenuß beständig in Bekanntschaft mit der freyen Luft erhält. Und dadurch sichert man sich vor einem der größten Uebel der jetzigen Menschheit, der zu großen Empfindlichkeit gegen alle abwechselnden Eindrücke der Witterung. Es ist eine der ergiebigsten Quellen von Krankheiten, wofür kein besseres Mittel ist, als mit der freyen Luft vertraut zu seyn.

Baww. Das hab ich schon längst beobachtet. Essen und trinken schmeckt Einem weit besser unter freiem Himmel.

Dr. Endlich hat man auch durch diese Gewohnheit unendlichen Vortheil für die Augen; denn es ist gewiß, daß eine Hauptursache unsrer Augenschwäche und Kurzsichtigkeit die vier Wände sind, in denen wir von Kindheit auf wohnen, wodurch endlich das Aug ganz die Kraft verliert, entfernte Gegenstände gehörig aufzufassen. Der beste Beweis davon ist, daß diese Augenschwäche nur in Städten, und selten auf dem Lande gefunden wird.

Baww. Wie wirds uns ergehen, wenn wir noch lange zwischen diesen vier Wänden eingeschlossen bleiben! Ich spüre wirklich schon Augenschwäche. O, lieber Gott, wenn ich nur nicht blind werde durch die Länge des Verhaftes.

Dr. Das Zusammenwohnen der Menschen in großen Städten ist schon an sich schädlich; daher sind da die Todtenlisten zweymal größer als auf dem Lande. Rousseau hat vollkommen recht, wenn er sagt: Der

Mensch ist unter allen Thieren am wenigsten dazu gemacht, in großen Haufen zusammen zu leben. Sein Athem ist tödtlich für seine Mitgeschöpfe, und dies gilt im eigentlichen, wie im figurlichen Sinn.

Ich. Dies kann ich nicht begreissen.

Dr. Das glaub ich gern, es hat mich auch mein gut gefestet, bis ich es wußte. Die Dickheit der Luft ist es nicht allein, was sie schädlich macht, sondern die Animalisation, die sie durch so viele auf einander gehäufte Menschen bekommt. Man kann höchstens viermal die nämliche Luft einathmen, so wird sie durch den Menschen selbst aus dem schönsten Erhaltungsmittel des Lebens in das tödtlichste Gift verwandelt. Nun denke man sich die Luft in einer ungeheuer großen Stadt, hier ist es physisch unmöglich, daß einer, der in der Mitte wohnt, einen Athemzug von Luft thun sollte, die nicht schon kurz vorher in der Lunge eines andern verweilt hätte. Dies giebt eine allgemeine, schleichende Vergiftung, die nothwendig die Lebensdauer im Ganzen verkürzen muß.

Ich. Man thut also wohl, wenn man den Aufenthalt in großen Städten vermeidet!

Dr. Ja, wer es kann; denn sie sind offne Gräber der Menschheit, und zwar nicht allein im physischen, sondern auch im moralischen Sinn. Man sollte es sich zur Pflicht machen, täglich eine halbe oder ganze Stunde lang, die Stadtklima ganz zu verlassen, in der einzigen Absicht, um einmal reine Luft zu trinken.

Ba n n w. Holla, Hr. Doktor! Still von der Luft, die Suppe kommt.